



(Nachdruck sämtlicher Original-Beiträge verboten.)

Tabaksbau in Nassau.

Von J. Brumm.

Der Krieg hat uns ein hohes Maß von Entbehrungen gebracht. Außer den wertvollsten Nahrungsmitteln vermischten viele auch die Genußmittel, unter ihnen den Tabak in erster Linie. Zwar bescherte uns der sinnende Geschäftsgeist den deutschen Ertrag aus Baum- und Strauchblättern verschiedener Art, aus duftenden und nicht duftenden Kräutern unserer Wälder und Wiesen, aber alle diese Surrogate wollten dem Raucher von Fach nicht munden. Er sehnte sich mit allen Fasern seines Herzens zurück zu dem ausländischen Tabakstrauch, dem Sorgen- und Grillenbrecher vornehmster Art. Da jedoch alle Bemühungen, gutes Rauchmaterial im Original aus dem Auslande zu bekommen, erfolglos blieben, so stand nur der eine Weg offen, den Tabaksbau in der Heimat als neuen Betrieb in Garten- und Landwirtschaft aufzunehmen, was seit zwei Jahren der Fall ist. Die fremdländische Tabakstaude blüht wieder in unsern Gärten und am Rande unserer Felder.

Es ist nicht das erste Mal, daß der Tabaksbau auf Nassaus Fluren erscheint. Man hat bereits vor dreihundert Jahren diesen eigenartigen Zweig der Landwirtschaft bei uns betrieben.

Der Tabak hat um die Mitte des 16. Jahrhunderts von den westindischen Inseln seinen Weg nach Europa genommen, wo er zunächst in Portugal, Spanien, Frankreich, England und Holland eine neue Heimat fand. In Deutschland wurde er wahrscheinlich erst zur Zeit des dreißigjährigen Krieges allgemein verbreitet, zunächst wohl nicht als Kulturpflanze, sondern als Genußmittel für Geist und Gemüt. Es mag dahingestellt bleiben, ob es spanische, englische oder holländische Soldaten gewesen sind, welche die angenehme Kenntnis des Tabakrauchens unsern alten Nassauern zur Zeit jenes traurigen Kriegsdramas übermittelten. — Der Tabak kam und wurde mit bewundernswerter Leidenschaftlichkeit geraucht oder, wie die Geschichtsschreiber jener Zeit drastisch vermehren, „gesoffen“. Wie alle Leidenschaften, so kostete auch diese unserer Bevölkerung manchen Gulden, so daß die damaligen Landesfürsten auf Mittel und Wege saßen, dem Abfluß des Geldes ins Ausland vorzubeugen. Als bestes Gegenmittel versuchte man den Anbau des Tabaks auf deutschem Boden; auch in unserer nassauischen Heimat verstand man sich zur Ansiedelung dieses tropischen Gewächses.

Ob der Anbau des Tabaks im Nassauischen zur Zeit des dreißigjährigen Krieges schon verbreitet war, erscheint fraglich. Hingegen haben wir die Gewißheit, daß die Tabakspflanze, wie auch ihre amerikanische Landsmännin, die Kartoffel, als Ziergewächs in den botanischen Gärten der Hochschulen sich um diese Zeit bereits breit machte. Zum Beweise dafür sei die Mitteilung Professor Rosenbachs angeführt, der im Anfange des 17. Jahrhunderts an der hohen Schule zu Herborn wirkte. Er zog in seinem Garten schon Tabakspflanzen, welche die Aufmerksamkeit der Studenten und Einwohner Herborns in hohem Maße erregten. Der Professor mußte sich auf Ansuchen der Studenten und Einwohner Herborns sogar dazu bequemen, ein Kollegium über *Nicotiana tabacum* zu lesen und in Anschluß daran auch die Wirkung des Rauchens zu zeigen. Er gab jedem seiner Zuhörer getrocknete Tabakblätter, und der Schmauch begann; er nahm aber einen so „übeln Ausgang“, daß die ganze Gesellschaft die Nachwehen des vorwichtigen Genußes des neuen Giftes noch längere Zeit verspürte. Nach dieser traurigen Er-

fahrung hatten Rosenbach und seine Schüler einen solchen Groll gegen den Ausländer, daß sie sich frei und offen für Antitabakianer erklärten und einstimmig eine Resolution Rosenbachs annahmen, die da lautete: „Derum nos abstinemus ab ipso tabaco, ne ex nasus nostris, vel capitibus caminos faciamus et cerebrum stupefaciamus.“ Auch die Geistlichen des Herborner Landes schlossen sich dieser Anschauung Rosenbachs und seiner Jünger an und setzten der Einführung des Tabaks und seines Genußes nicht geringen Widerstand entgegen. „Es wäre besser“, schreibt einer von ihnen, „daß man dies Kraut den Morgenländern — man pflanzte nämlich auch asiatischen Tabak — gelassen und bei uns nicht bekannt gemacht hätte. Der Tabak entführt dem Körper den Speichel und trocknet ihn aus und fügt dem Körper viel Schaden an der Gesundheit zu. Der leidige Tabak! Wieviel Unglück, wie manche betrübte Feuersbrunst hat er nicht schon angerichtet! Mit einem wahren Unwillen aber muß man es ansehen, daß Kinder von 6 bis 8 Jahren schon Tabak rauchen.“

Aber alles Schelten gegen den neuen Eindringling half nichts; der Tabakliebhaber rauchte ruhig weiter und gab sich bei dem eigenartigen Genuß wohnigen Träumen hin. So sah sich denn manche Regierung, wie schon angedeutet, nach dem 30jährigen Kriege gezwungen, den Anbau des Tabaks zu fördern. Im Nassauischen scheint jedoch die Sache erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts einigermaßen in Zug gekommen zu sein. Man betrieb die Kultur des Tabaks auch nicht in dem Maße, daß dabei ein namhafter Gewinn sollte erzielt werden, sondern mehr für das eigene Bedürfnis des nassauischen Landmannes und „zur Ersparnis derer bis anhero dafür außer Landes gegangenen unglaublich großen Geldsummen.“

Aber den Umfang des nassauischen Tabakbaues stehen sichere Mitteilungen nur für den nördlichen Teil des Landes, die ehemals nassauisch-oranischen Teile, zur Verfügung. So war der Tabaksbau in der Herrschaft Diez nach dem 30jährigen Kriege in hoher Blüte, wurde aber nach einigen Jahrzehnten gänzlich unterlassen, um gegen Ende des 18. Jahrhunderts von neuem betrieben zu werden. Die Pflanzung nahm einen solchen Umfang an, daß der Kammerrat Göbcke in Diez eine Tabaksfabrik eröffnen konnte. Die Ämter Diez, Hahnstätten und Dauborn erzielten so viel Tabak, daß sie ihren eigenen Bedarf vollständig decken konnten. Auch im Hadamarischen war um diese Zeit der Tabakbau so verbreitet, daß seine Produktion für den Bedarf der einheimischen Bevölkerung genügte. Selbst in der Herrschaft Beilstein und am Fuße des Westerwaldes baute man Tabak mit großem Erfolge. Reiche Erträge lieferte die Stadt Dillenburg und ihre Umgebung. Im Schloßgarten zu Dillenburg wuchsen Tabakspflanzen, die sieben Schuh hoch waren und deren Blätter drei Schuh in die Länge und ein und einen halben Schuh in die Breite maßen; sie waren dazu von vortrefflichem Geruch und Geschmack. In den Orten Frohnhausen, Wissenbach, Nanzbach, Eibach, Ober- und Niederseib und Daisbach im Amte Dillenburg betrug die Tabakernte 1782 im ganzen 11 Zentner 26 Pfd. Die sämtlichen Ortschaften des Amtes Herborn mit Ausnahme von Roth und Erdbach erzeugten 1781 zusammen über 16 Zentner Tabak und im Amte Haiger betrug die Tabakernte 1782 nahezu 10 Zentner. Auch im Sieger-

lande, das damals nassauisch war, wurde der Tabaksbau mit Fleiß betrieben.

Es läßt sich denken, daß bei den immerhin schwankenden klimatischen Verhältnissen unserer nassauischen Heimat die Kultur des Tabaks, der doch im Grunde genommen ein heißes Klima verlangt, besonderer Aufmerksamkeit bedurfte. Mit reger Fürsorge wachte die Landesregierung über dem Tabaksbau. Sie gab Anweisung zur Zeit der Aussaat und zur Zeit der Ernte, und der nassauische Tabaksbauer kam den höheren Weisungen gerne nach. Er streute in der ersten Hälfte des Monats März den virginischen Tabaksamen in ein wohlpräpariertes Beet, das mit Mist reichlich gedüngt war, in dem sich die jungen Pflänzchen rasch entwickelten. In der ersten Hälfte des Mai wurden die Tabakspflanzen in ein reich gedüngtes Ackerland oder auch Gartenfeld umgepflanzt. Der einzelne Bauer sieselte etwa 60 bis 70 Pflanzen an, indem er sie zwei gute Schuh voneinander dem Boden anvertraute und womöglich dazu einen vor dem Nordwinde geschützten Ort wählte. Nach einigen Wochen häufelte man die jungen Pflanzen, um ihr Nahrungsfeld zu vergrößern und reinigte den Boden von Unkraut und Schneden. Um die Blattentwicklung zu fördern, brach man die Blättertriebe aus. Färbten sich die Blätter anfangs September braun und entwickelten sich auf der Blattfläche rötliche Flecken, so war die Zeit der Tabakernte gekommen. Die Blätter wurden gebrochen, auf einen Faden gereiht und zum Trocknen aufgehängt. Gegen Allerheiligen nahm man die Blätter ab und verwahrte sie in einer Kiste an einem trockenen Orte. Das Kraut war als natürlicher Tabak zum Rauchen fertig. Die Bauern gaben jedoch ihr Rohprodukt an die im Lande bestehenden Tabakfabriken ab, um dafür guten Rauchtobak einzutauschen.

Bis zum Jahre 1812 konnte im nassauischen Tabak ungehindert gebaut und in Fabriken verarbeitet werden; auch der Tabakshandel war frei. Die Tabakindustrie stand daher in hoher Blüte, namentlich in Höchst a. Main, das in zwei Fabriken über sechshundert Arbeiter beschäftigte. Um sich dem im wirtschaftlichen Kampfe mit England stehenden Protektor des Rheinbundes, zu dem Nassau damals gehörte, angenehm zu erweisen, führten die damaligen Landesfürsten Friedrich August von Nassau-Usingen und Friedrich Wilhelm von Nassau-Weilburg das Tabaksmonopol ein. Das hierüber erschienene Edikt sagt: „Erwägend, daß durch die von uns bisher vorgekehrten strengen Maßnahmen zur Verhütung des Schleichhandels mit Tabak, insbesondere in das Großherzogtum Berg, unsere Absicht allen Beschwerden der französischen Tabaksregie zuvorzukommen, nicht allenthalben befriedigend erreicht worden ist, sodann erwägend, daß, um die Veranlassung zu dergleichen Beschwerden für die Zukunft gründlich und dauerhaft zu beseitigen, es erforderlich ist, sowohl den Anbau und die Fabrikation des Tabaks, als auch den Handelsverkehr mit dieser Ware gänzlich und für immer der Privatindustrie zu entziehen, endlich erwägend, daß die hieraus hervorgehende Einrichtung zur Erhebung einer zweckmäßigen, den staatswirtschaftlichen und finanziellen Verhältnissen in unserm Herzogtum entsprechenden indirekten Abgabe dienen kann, haben wir beschlossen, die Fabrikation des unter spezieller Aufsicht im Lande angebauten oder sonst zur inländischen Konsumtion eingeführten rohen Tabaks sowohl, als auch den inländischen Debit aller fabrizierten Tabaksorten einer eigens zu errichtenden Tabaksregie zu übertragen.“

Die Stadt Höchst als Hauptindustriestandort einheimischer Tabake erhielt die „Herzoglich Nassauische Landes-Tabak-Fabrik“, in der fast zwanzig Sorten verschiedene Rauchtobake, Rauchtobak und Schnupftabak hergestellt wurden. Das Pfund Rauchtobak kostete 24 Kreuzer bis 6 Gulden, je nach Qualität und Schnupftabak 36 Kreuzer bis 14 Gulden das Pfund.

Diese Neuerung in der Tabakwirtschaft fand bei unserm nassauischen Publikum keine freundliche Aufnahme. Man ließ sich die Freiheit nicht nehmen, Tabak zu bauen und für seinen Hausbrand eigens zuzubereiten, aber das bekam der Opposition übel, zumal durch die Staatsregierung dem Demuzianten eines Kontraventionsfalles die Hälfte der eingehenden Geldstrafe als Gebühr zugesichert war. Infolge der häufigen Denunziationen hatten die Gerichte alle Hände voll zu tun, um die Schuldigen zu bestrafen, wodurch eine große Erbitterung gegen die Regierung im Volke wachgerufen wurde. Die Staatsregierung begrüßte es daher mit Freuden, als ein politischer Umschwung eintrat, der es ihr ermöglichte, das verächtliche Tabaksmonopol aufzuheben. Es geschah durch folgende Verordnung: „Wir haben in unserm Edikt vom 4. August 1812 als offenkundigen Veranlassungsgrund dieser in den damaligen Verhältnissen für notwendig erachteten Anordnung die nachbarlichen Staatsverhältnisse mit Frankreich und dem Großherzogtum Berg bezeichnet. Nachdem wir nun durch die ganz veränderte Lage der Dinge in den Stand gesetzt worden sind, den mit unsern eignen An-

sichten von den unschätzbaren Vorteilen einer freien Industrie und des entsefelten Handelsverkehrs, sowie auch mit unsern hierauf beruhenden Verwaltungs-Grundsätzen ganz und gar übereinstimmenden Wünschen unserer Untertanen Gehör zu geben, so haben wir nicht säumen mögen, diese die Industrie und den freien Verkehr mit einer sehr gesuchten Ware ebenso sehr hemmende wie einen allgemein beliebten Genuß verkümmernende Regieeinrichtung sofort wiederum aufzuheben.“

Nach diesem politischen Intermezzo im Tabaksbau und der Tabakfabrikation in Nassau ist der Anbau des Tabaks doch nicht allzulange mehr im Schwunge gewesen. Der Anbau nützlicher Kulturpflanzen erschien dem nassauischen Landmann bedeutsamer, und so darf denn wohl erwartet werden, daß die in der Gegenwart auftauchende Anpflanzung des Tabaks auch nur eine vorübergehende Episode unserer Landwirtschaft bilden wird.

Das Kriegselend und dessen Abwendung in Nassau 1806–1816.

Von Archivar a. D. F. W. E. Roth.

Napoleons I. Kriege mit zahlreichen Gegnern waren 1806 zwar vorüber, aber die sozialen Folgen derselben wirkten in allen Volksschichten nach. Nassau hatte 1806 sich aus vielen Lappen und Lappchen früherer Staatsgebilde vereinigt als Bestandteile, welche nun Nassau hießen. Die Zeitverhältnisse standen gegen früherhin auf dem Kopf und unterlagen politischer Eigenart. Wer am wenigsten unter den Ereignissen gelitten, war auch hier wieder das Inselkönigreich Großbritannien. Es verfügte aus seinen ertragreichen Kolonien über eine unbeschränkte Einfuhr an Lebensmitteln und Rohstoffen, stand in Gewerbeleben und Absatz obenan und konnte Erzeugnisse aller Art ausführen. Dieses Land besaß aber auch freigiebige Hände für menschliches Elend gegen alle, welche seinen Absichten nicht entgegengetreten oder dieselben geradezu gefördert hatten. Nassaus Eisenindustrie hatte zwar an Englands Betrieben einen schwerwiegenden Konkurrenten, aber durch regen Handel der Rheinweine sowie Besuch seiner Badeorte auch wieder viele Vorteile. Das Londoner Unterstützungskomitee kannte hinreichlich die Rückschläge des Kriegs auf die soziale Lage Nassaus und verschloß sich Anregungen, hier helfend mit seinen reichen Geldmitteln einzugreifen, keineswegs. Pfarrer Marcell und Kaufmann Schmölder zu Hochheim wandten sich für die durch den Krieg heruntergekommenen Einwohner Hochheims ohne Unterschied der Religion an dieses Komitee und bekamen im September 1806: 54 Pfund Sterling oder nach damaligem Gelbwert 561 Gulden 30 Kr. von dem Londoner Unterstützungskomitee ausbezahlt.

Die Niederlage Napoleons war 1813 vollendet, das Elend infolge dieses neuen Krieges aber gewachsen. Durch die Kontinentalsperre Napoleons waren fremde Rohstoffe teils verbraucht, teils stark verteuert und geradezu unerschaffbar. Arbeitskräfte und Geldmittel fehlten in vielen Kreisen. Die Käufer hielten gezwungen zurück. Feuerung und Mißwachs legten manchen Betrieb in Gewerben und Landwirtschaft lahm. Die Früchte kosteten von Weihnachten 1809 bis Ostern 1810 in den herzoglichen Rezepturen, welche der Hofkammer zu Weilburg unterstanden, nämlich zu Arnstein, Aßbach, Hagenburg, Limburg, Marienstatt, Montabaur, Reichelsheim und Weilburg der Roggen 4 Gl. 11 Kr. bis 4 Gl. 35 1/2 Kr., Spelz 2 Gl. 16 3/4 Kr. bis 2 Gl. 37 Kr., Gerste 3 Gl. 27 1/2 Kr. bis 4 Gl. 11 Kr., Hafer 1 Gl. 22 Kr. bis 3 Gl. 20 1/2 Kr. Linsen waren keine, Mengfrucht, Weizen, Buchweizen, Leinsamen und Erbsen nicht überall erhältlich.

Der bewaffnete Frieden des Kriegszustandes schuf einen auf Handel und Wandel ungünstig einwirkenden Belagerungszustand. 1809 hatten sich von Böhmen her beunruhigende Gerüchte auch in Nassau verbreitet und die Gemüter unnötigerweise erregt. Manche dachten an Flucht in die sichern Städte. Am 28. Juni 1809 widerlegte das Nassauische Staatsministerium alle derartigen Nachrichten als unbegründet. Die beiden Armeekorps des Königs von Westfalen und des Herzogs von Abrantes böten alle Sicherheit. Die Nachrichten beruhten auf bössartiger Mutwillen oder habgierigen Absichten. Das Ministerium drohte, Verbreiter solcher Nachrichten zur Verantwortung zu ziehen und empfindlich zu bestrafen, damit nicht Untergebene sich, wie geschehen, zu Torheiten hinreißen ließen.

Die Folge des Kriegs war die Zunahme der Bettler und „Vaganten“, welche teilweise verbrecherisch geartet, aus der Unsicherheit und mangelhaften Aussicht ihre Vorteile zu ziehen wußten. Den 17. April 1810 trat das Nassauische Hofgericht

mit der Erklärung auf, es hätten bisher die Ämter die Gefangennahme von „Vaganten“ und Bettlern nur bei unrichtigem Befund der Pässe ohne Informationsprotokolle an das Kriminalgericht bewirkt. Das fördere die gerichtliche Untersuchung solcher Fälle nicht. Das Hofgericht verlangte Untersuchungsprotokolle allenfalls begangener Verbrechen bei solchen Personen. Zu Mainz saßen Mitglieder der verurteilten sogenannten Niederländischen Räuberbande gefangen. Etliche Juden und Zübinnen standen im Verdacht, zu diesen Inhaftierten in Beziehungen zu stehen. Am 8. Februar 1810 wurden diese Verdächtigen von den Franzosen auf die rechte Rheinseite geschafft und von Nassauischen Landjägern nach Frankfurt a. M. mit Laufpässen des Amts Hochheim befördert, um in ihre Heimat verwiesen zu werden. Es waren Leute aus ganz Deutschland und selbst Polen dabei, im ganzen 17 Personen ohne die unehelichen Kinder.

Zur Verringerung der Verdienstlosigkeit schrieben die Rezepturen das Pachtrecht des ausschließlichen Aschen- und Lumpensammelns für Bereitung von Pottasche und Papier, den Pechhandel, Kupfer- und Messingvertrieb, die Spenglerei, das Fanneln- und Kesselschlagen, das Zinnblechen, die Scherenschleiferei sowie das musikalische Aufspielen aus. Die Leute wurden dadurch sesshaft und arbeitsfreudiger.

Um dem Mangel an Webstoffen durch die Kontinentalsperre zu entgehen, ward in Nassau überall gesponnen und gewebt. Am 12. Januar 1810 wurde zu Wiesbaden im Hause der Frau Stadtschultheiß Pflüger eine ansehnliche Partie häufenes und flächförmiges Garn aus der Armenspinnerei versteigert. Das Wiesbadener Zuchthaus beteiligte sich am Weben des Garnes und wurden den 15. Januar 1810 zwei Stücke sächsischen Piquet und ebenso Goldgarn (Kleiderstoffe) versteigert.

Trotz des Rückgangs in allen Erwerbszweigen war noch ein guter Viehstand sowie Kauflust bei den Landwirten und Weidmännern vorhanden. Die Regierung begünstigte die vorhandenen Viehmärkte und führte neue ein. Es sollte auf Ansuchen der Viehhändler und Ortsvorstände in der Ems auf der Altenburg bei Hestrich ein Extraviehmarkt Donnerstags, den 21. Februar, gehalten werden, nachdem der sogenannte Altenburger Bartholomäusmarkt Beifall gefunden, und auf den 26. September 1811 verlegt worden. Dem Städtchen Hofheim a. T. ward den 7. September 1813 gestattet, seinen auf Sonntag und Montag nach Mariä Geburt fallenden Jahrmarkt auf Sonntag und Montag nach dem 16. Oktober zu verlegen. Der Krammarkt wurde nun Sonntags, der Viehmarkt Montags und zwar frei von Zoll für die Händler in diesem Jahr gehalten. Der sogenannte „Nikolausbernbachermarkt“ bei Aumenau wurde den 14. und 15. September 1813 frei von Auf- und Abtriebsgeld für drei Jahre wieder eingeführt (Munkel, den 24. Juli 1813.) Dieses Verzeichnis ließe sich bedeutend vermehren.

In der Landwirtschaft ward sehr über die Zunahme der Sperlinge geklagt. Die Behörden hatten die Ablieferung einer bestimmten Anzahl Sperlingsköpfe angeordnet. Pfarrer Bleichenbach zu Schierstein empfahl den 5. August 1812 als sicheres Mittel zur Verminderung der die Landwirtschaft schädigenden Sperlinge das Niederdrücken des Nistens auf Kirchhöfen und öffentlichen Gebäuden durch die Kirchen- und Polizeidiener, wie dieses ein Beamter in seinem Bezirk bei 45 Kr. Strafe durchgesetzt habe. Die Vögel nähmen auf Bäumen ihre Zuflucht und würden auch da verjagt.

Verstreute Soldaten von der Leipziger und Hanauer Schlacht her kamen auf dem Wege nach Mainz auch durch die Täler des Taunus und schleppten die rote Ruhr und den Pledtyphus, das Lazarettfieber, ein. Zu Niedernhausen und Königshofen starben an Ansteckung 15 Personen sowie 8 marode Soldaten. Die Leichen derselben wurden auf behördliche Anordnung nicht auf dem Friedhof, sondern vorsichtshalber im Walde „am Schwarzland“ und „kalten Berg“ verscharrt. Durch kalte Regen und schlechtes Futter litt das Vieh an Kolik und Nierenschlag und ging vielfach ein. Viele Feldfrüchte wurden 1813 zu Niedernhausen und dessen Umgegend nicht geerntet. Dazu kamen die Unruhmigungen mit Fuhren nach Kastel, welche die Pferde der Feldarbeit entzogen, indem die Fuhrleute oft wochenlang unterwegs waren. Die Krankheiten verhinderten dabei jeden regelmäßigen Feldbau.

Deserteure, Refrakteure und Konstriptionspflichtige, welche ihrer Dienstpflicht sich entzogen, gab es damals überall. Manche machten die Gegenden unsicher. Am 27. Dezember 1813 befahl das Nassauische Kriegscolleg auf Ansehen des hessischen Oberkriegscollegs zu Darmstadt, Deserteuren und Refrakteuren sowie Burken mit mangelhaften Ausweisen keinen Aufenthalt im Herzogtum zu gestatten, sondern solche an das nächste hessische Amt abzuliefern. Der Betrieb der öffentlichen Lehranstalten Nassaus litt durch die erschwerte Lebensführung, die gesunkene öffentliche Sicherheit sowie die Kriegsunruhen. Geringerer Besuch war die Folge.

Professor Snell als Leiter des Jdsheimer Gymnasiums schrieb daher aus: „Man hält es um gewisser Ursachen willen für dienlich, dem auswärtigen Publikum zu wissen zu tun, daß die Lektionen am hiesigen Gymnasium bisher noch keinen Augenblick durch Kriegsunruhen sind unterbrochen worden, indem Lehrer und Lernende der vollkommenen Sicherheit und der zu ihren Geschäften nötigen Ruhe genießen. Gleich nach dem Verflusse der Weihnachts- und Neujahrsfeiertage werden unsere Schularbeiten in dem gewohnten Gange fortgesetzt werden. Jdsheim den 22. Dezember 1813.“ Diese Angaben sollten beruhigen und den Bestand der Anstalt erhalten. Tatsächlich dürften Störungen im Besuch der Giesener Hochschule durch Sperrungen der Verbindungen 1813 eingetreten sein und wirkten auch auf den Besuch aus Nassau hemmend ein. Am 29. Oktober 1813 wandte sich der Rektor Dr. G. Cämmerer zu Gießen gegen derartige Störungen und kündigte den Beginn der Vorlesungen auf Montag, den 8. November 1813 an.

In Dörfern und Städten, wo solche einquartiert worden, blieben auf Märchen erkrankte Soldaten häufig liegen. Die Behörden wurden von der Direktion des 4. Arrondissements der Militär-Lazarette in Deutschland angewiesen, sich dieser Leute bei Mangel an Arzneien und Pflege anzunehmen; die Bürgermeister und Ortsvorstände möchten die Kranken wohl verwahrt in das nächste Lazarett schicken, die nicht Transportfähigen aber dem Lazarett melden. Dasselbe werde für zweckdienliche Pflege sorgen. (Kassel, den 19. Februar 1814.)

1814 setzte die englische Wohltätigkeit wieder ein und wies nach der Frankfurter Oberpostamtzeitung Nr. 7 von 1815: 400 Pfund Unterstützungsgelder für Hochheim und Kothheim an. Pfarrer Marcell zu Hochheim wandte sich an den Oberhofprediger und Kirchenrat Breidenstein zu Homburg v. d. G. und das dortige Verteilungskomitee englischer Unterstützungsgelder. Er bekam im August 1814: 200 Pfund oder 2080 Gl., nochmals im August 1814: 12 Pfund oder 125 Gl. 30 Kr. für Notleidende im Amt Königheim, 5 Pfund oder 52 Gl. 17 Kr. für solche von Nib, Amts Höchst, angewiesen. Aus gleicher Quelle folgten im September 1814: 35 Pfund oder 361 Gl. 5 Kr. sowie 47 1/2 Pfund oder 484 Gl. 5 Kr. für die Notleidenden der Orte Cransberg, Wehrheim, Reisenberg, Arnoldsheim, Selenberg und Schmitten. Im November gab der Frauenverein zu Frankfurt a. M. 100 Gl. für Notleidende zu Nib, Amt Höchst, im Dezember 1814 das Londoner Komitee 100 Pfund oder 1014 Gl. 31 Kr. und nochmals 50 Pfund oder 507 Gl. 15 Kr. für in Not geratene Einwohner und Waisen des Amts Usingen. Der Januar und Februar 1815 brachten aus London 174 Pfund oder 1761 Gl. 28 Kr. für Bedürftige von Nib durch das Homburger Komitee und Oberhofprediger Breidenstein, 13 Pfund oder 130 Gl. 26 Kr. für Griesheim, Amt Höchst, 8 Pfund oder 80 Gl. 16 Kr. für Oberhöchst, Amt Höchst, 25 Pfund oder 250 Gl. 50 Kr. für Mosbach, Amt Wiesbaden, 100 Pfund oder 1015 Gl. für die Stadt Limburg, 60 Pfund oder 609 Gl. für Elz, Amt Limburg, 22 Pfund oder 223 Gl. 18 Kr. für Caub a. Rh., 15 Pfund oder 152 Gl. 15 Kr. für Weisel, Amt Caub. Der Juni 1815 brachte 100 Pfund oder 911 Gl. 15 Kr. für die Waisen des Herzogtums Nassau. Von 1806 bis 1815 waren es 1020 1/2 Pfund oder 10420 Gl. 7 Kr. Unterstützungen. Der Betrag aus 1806 ward gleichmäßig zu Wallau und Hochheim verteilt. Das Hochheimer Komitee bestand aus dem Justizrat Zinn. Pfarrer Marcell, den Gerichtsreuten Adam Did und Johann Willms, Schullehrer Heilmann und verteilte die 2080 Gl. zu Wallau und Hochheim. Das Komitee zu Nib bildeten im August 1814 Hofgerichtsrat Lambou zu Höchst, Pfarrer Berlinger zu Sossenheim, Pfarrer Reim zu Oberliederbach, Schullehrer Holzhäuser, der Schultheiß und einige Gerichtsleute zu Nib. Verteilt wurden 52 Gl. 17 Kr., wovon zwei Lehrer: Holzhäuser und Leicht 15 Gl. 41 Kr. und 2 Gl. 36 3/4 Kr. bekamen und 10 Gl. 36 3/4 Kr. für neue Schultafeln, Bänke usw., welche bei dem Rückzug vom Militär verbrannt worden, verwendet wurden. Die für Nib gespendeten 361 Gl. 5 Kr. und 1761 Gl. 28 Kr. wurden am 19. September 1814, 6. und 26. Januar sowie 2. März 1815 verteilt. Die Namen der Bedachten sind noch erhalten. Zu denselben gehörten Schultheiß Wagner mit 55 Gl. 30 Kr. und Bürgermeister Reim mit 54 Gl. 42 Kr. zu Nib. Die von dem Frankfurter Frauenverein 1814 gespendeten 100 Gl. für Nib verteilte Pfarrer Berlinger von Sossenheim an die durch Plünderung, Brand usw. verarmten Einwohner Nib's. Pfarrer und Ortsvorstände zu Königstein, Althausen, Brenthal, Eppstein, Ehlthalen, Fischbach, Glashütten, Kellheim, Neuenhain, Niederjosbach, Oberjosbach, Ruppertsheim, Schloßborn, Schneidhain und Bodenhausen verteilten an die Notleidenden aus den Gemeinden von London eingegangenen 125 Gl. 30 Kr. im August 1814. Die Kommission für das Amt Usingen, Inspektor Schwein zu Usingen, Snell zu Brandoborn-

dorf, die Pfarrer Gros zu Wehrheim, Förtisch zu Rod a. d. Weil, Engel zu Niederlauten, Grim zu Eschbach, Otto zu Gräfenwiesbach, Dant zu Reisenberg, die Gerichtschöffen Birkenstod und Preiß zu Arnoldshain, Posthalter Gräf und Kaufmann Eckler sen. zu Ullingen, Gerichtschreiber Röhm zu Cransberg, Schultheiß Müller zu Hausen, Kirchenrechner Brück zu Reisenberg, Gerichtschöffen Ottermann zu Schmitten sowie Kirchenvorsteher Ott zu Brandobersdorf verteilten im September 1814 die von London dem Amt Ullingen gespendeten 484 Gl. 5 Kr. an die am meisten bedürftigen Einwohner zu Cransberg, Arnoldshain, Reisenberg, Selenberg, Schmitten und Wehrheim sowie nochmalige 1521 Gl. 46 Kr., an 67 Waisen im Amt Ullingen 500 Gl., an arme Kriegsverunglückte des Amtes 80 Gl., an andere arme Familien 71 Gl. 46 Kr., an Wehrheimer Einwohner, welche hauptsächlich durch Viehseuche Schaden erlitten, 150 Gl.

Das Verteilungskomitee zu Mosbach-Viebrich mit dem Inspektor Handel, Schultheiß Gottschall, Schullehrer Kunz, den Kirchenältesten Bader, Herber und Neuthard, alle zu Mosbach, verteilte zu Mosbach 250 Gl. 50 Kr. an durch den letzten Krieg, Plünderung usw. ganz verarmte Bewohner von Mosbach und Viebrich, darunter 10 Witwen.

Das Limburger Verteilungskomitee bestand aus Stadtpfarrer H. A. Cordes, Stadtschultheiß Busch, den Stadträten F. Mahlinger und F. Fachinger, Burkart, H. Menges, J. A. Petmeh, Peter Walter und Friedr. Diefenbach sen. Es kamen zu Limburg 1015 Gl. zur Verteilung. Bei Schullehrer Kemelt wird zum Betrag von 20 Gl. bemerkt, daß Krankheit im Militärlazarett und Nervenfieber die Ursache des Rückgangs war. Das Verteilungskomitee zu Elz, Amt Hadamar, bestand aus Pfarrer Eberz, Schultheiß Müller, den Schöffen Verneiser und Müller, dem Bürgermeister Schneider, alle von Elz. Es verteilte im Januar und Februar 1815 an Elzer Leute, welche in dem letzten Krieg vorzüglich viel verloren haben, 609 Gl.

Von den 911 Gl. 15 Kr., welche 1815 an die Waisen Nassaus kamen, sind Einzelheiten, an wen solche gelangten, bekannt. Johann Peter Kumpf mit drei Kindern zu Gutenader, Amt Kagenelobogen, nahm 1813 mehrere lazarettfieberkranke preussische Soldaten auf, pflegte solche und erkrankte, starb vermögenslos. Die sieben Waisen des Jakob Böning zu Caub, welche beim Rheinübergang der Verbündeten 1813 ausgeplündert und der Vater am Lazarettfieber gestorben, bekamen 30 Gl. Die Witwe des Glöckners Anton Joseph Burg zu Eltville, gestorben am Lazarettfieber, bekam 30 Gl., die zwei Kinder des Heinrich Lachmeier, welcher einen erkrankten Schiffer, welcher Lazarettkranke gefahren, aufnahm und starb, Pfarrer Heder zu Malsbach ward ausgeplündert, pflegte Lazarettkranke und starb 4 Kinder hinterlassend, bekamen 60 Gl. Mehrere Frauen zu Hadamar und Niederhadamar, Johann Eberz zu Schenkelberg, Amt Herischbach, der an den Mißhandlungen russischer Soldaten starb, Peter Heinrich Ott zu Bechtheim, gestorben am Lazarettfieber, bekam für die Witwe und 4 Kinder, Johann Christian Tauffrich zu Ketternschwalbach, der Schullehrer und Küster Klog zu Hilscheid, ebenfalls am Lazarettfieber gestorben, empfingen Beträge, wie auch das Lazarettfieber zu Weinähr, Winden, Munkel, Blessebach, Arnoldshain, Reisenberg, Eppstein, Neuhof, Walbach, Westerburg und Gemünden Opfer forderte. Die Verwendung der Frankfurter und Londoner Beiträge verrechnete Wiesbaden den 3. August 1816 Regierungsprovisor Althaus (Beilage zu Nr. 38 vom 21. September 1816 des allg. Nass. Intelligenzblatt). Damit endete die englische Wohltätigkeit.

Zur Hebung des Fruchthandels bekam Wiesbaden am 21. März 1816 auf Wunsch der Händler neben dem bestehenden Hofmarkt einen Fruchtmarkt jeden Donnerstag. Derselbe ward auf dem Platz vor den Kollegialgebäuden gehalten, stand unter Polizeischutz und einem Marktmeister. Ein Frucht- und Mehlwiegwerk waren anzustellen. Nicht verkaufte Früchte wurden bis zum nächsten Markt für ein Lagergeld von 2 Pfennig aufs Malter aufbewahrt. Bis auf das Chausseegeld gingen die Früchte frei ein, was den Besuch fremder mit Abgaben belasteter Märkte umgehen sollte.

693

Aus der Chronik von Schloßborn.

Wenige Siedelungen im Taunus können sich an ehrwürdigem Alter mit dem zwischen dichten Waldbergen eingebetteten Schloßborn messen, das der Wanderer in zwei Wegstunden von Königstein oder in der gleichen Zeit von Eppstein aus erreicht. Der Weg durch hohen Buchenwald und über freie Bergwiesen und Halben nach dem heute etwa 700 Einwohner zählenden Ort ist ein Genuß für jeden Wanderfreund, zumal auf der Strecke von Königstein her auch das romantische „Bill-

tal“ mit dem „Stolkepläsi“ passiert werden kann. Der ursprüngliche Name von Schloßborn war Brunnon, und unter dieser Bezeichnung begegnen wir dem Ort in den Chroniken des frühen Mittelalters sehr häufig. Die Kirche von Brunnon war sozusagen der Mittelpunkt des ganzen vorderen Hochtaunus und kein Geringerer als der bänische Bischof Stuggo hatte die vom Erzbischof Williges erbaute Kirche mit großem Zeremoniell geweiht. In langem malerischen Zuge bewegte sich damals die Schar der Kleriker von Mainz her in die Berge, einen ähnlichen Zug haben uns die Chroniken in der Überführung der Leiche des Heidenapostels Bonifazius von Mainz nach Fulda geschildert.

Im Jahre 990 wurde die Kirche von Schloßborn dem Stephansstift in Mainz übertragen, und bald war der „Sprengel von Schloßborn“ der umfangreichste im ganzen Taunus. Die Grenzen reichten bis ins mittlere Tal der Weil und südlich bis weit in die Ausläufe der Berge. Aber die Kirche war ursprünglich nur aus Holz gezimmert und war nach einigen Jahrzehnten so baufällig geworden, daß man daran ging, ein steinernes Gotteshaus zu bauen, das der Erzbischof Bardo im Jahre 1043 mit großem Gepränge weihte.

Hier möge einiges über die eigenartige Weise erzählt werden, mit der in den damaligen Zeiten die Anfänge des Christentums im Nassauer Lande und vor allem in den stillen Bergdörfern des Taunus Wurzel faßten. Bis ins dritte Jahrhundert herrschte in den Taunusbergen der Gott Donar und die Göttin Freya. Noch im 8. Jahrhundert war in Eschborn der Brunnen der Ase heilig und auch in der Gegend um Schloßborn waren verschiedene Borne und Bäche den alten nordischen Gottheiten Balder und Thor geweiht. Dann drang von Mainz her das Christentum in die stillen Bergtäler des Taunus, und Schloßborn war bald der Mittelpunkt dieser Mission geworden. „Nicht ohne Absicht wählte man zur Erbauung der ältesten Kirchen solche Orte, die schon als heilige Gaine der früheren Götter im Herzen des Volkes Ehrfurcht erzeugten“, sagt Vogel, und so darf man auch annehmen, daß an der Stelle, wo man die Kirche in Schloßborn errichtete, einst ein heiliger Hain stand.

Da die ersten Kirchen Sprengel sehr umfangreich waren und zu ihrer Verfassung eine große Anzahl Priester nötig waren, entstand das Bedürfnis, für diese Geistlichen gemeinsame Wohnungen zu errichten. Diese Wohnungen, in welchen die Priester wie Mönche wohnten, nannte man „Monasteria“, und noch heute weist der Ortsname von Münster bei Kellheim und von Weilmünster usw. auf diese Einrichtung der ersten „Mutterkirchen“ hin. Neben Schloßborn erscheinen in den Chroniken folgende Orte mit Kirchen als die ältesten im Taunus und an der Lahn: Dittkirchen (780 n. Chr.), Eschborn (792), Fischbach und Oberursel (882).

Aber die weltliche Herrschaft im alten Schloßborn meldet uns die Chronik, daß die Herren von Boland die Vogtei über Schloßborn hatten; das Mainzer Stephansstift hatte sie ihnen aus besonderen Gründen übertragen. Später wechselten die „Herren“ recht häufig; es kamen bald die von Eschborn, bald die von Cronenberg oder Eppenstein ans Ruder. Die Schloßborner aber waren zum großen Teil nassauische Leibeigene, und vom Jahre 1369 wird berichtet, daß damals der Eppensteiner die nassauischen Leibeigenen „gekauft“ hatte. Man sieht, das Menschenmaterial wurde in jener „guten alten Zeit“ wie eine Ware behandelt und Tausch, Kauf und Verlehnung von Dörfern und deren zins- und zehntpflichtigen Bewohnern gingen herüber und hinüber, je nachdem die Herren Gaudrasen und Burgherren geldbedürftig waren oder nicht.

Die Eppensteiner legten in Schloßborn dann bald ihre Burg an, die aber so selten bewohnt wurde, daß sie nur noch als Jagdhaus diente. Damals wurden frohe Feste in diesem romantisch gelegenen Schloßchen veranstaltet; das Hifthorn hallte durch die wildgelegenen Bergwälder und manch galantes Abenteuer verlebten die Jagdherren in dem waldumschlossenen „Brunnon“ und seinem stillen Burgsitz. Im Jahre 1568 wandte dann Kaiser Maximilian dem Orte seine Gunst zu; er bewilligte die Anlage eines Jahrmarkts, was damals viel zu bedeuten hatte.

Wie bereits erwähnt, zählte zum Schloßborner Kirchensprengel ein sehr umfangreicher Distrikt. So war z. B. Eschhalten und das ausgestorbene Dorf Nithusen in seiner Vogtei; beide waren damals größere Orte und hatten ums Jahr 1482 bei dem „heiligen Haus unter den Linden“ eine berühmte, hochnotpeinliche Gerichtsstätte. Auch das hochgelegene Glashütten gehörte zu Schloßborn; schon der Name weist darauf hin, daß der Ort aus einer Glashütte sich entwickelte, die man damals an dieser Stelle gegründet hatte. Von vielen andern Dörfern, die im Mittelalter von den frommen Priestern der Schloßborner Kirche „pastoriert“ wurden, wissen wir heute nur mehr die Namen. Wo sind sie hingekommen, die Dörfer und Flecken Frankenbrücken, Lubbrechtsborn und Molnhusen. Ihre Spuren sind verweht, vergessen. . . H.